

Frauen- Zeitung



Beilage des «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. 26.

Samstag, den 18. Juli.

1908.

Tagebücher.

Von Eugen Isolani.

Ich habe kürzlich eine Umfrage bei den jungen Mädchen meiner Bekanntschaft veranstaltet, indem ich denselben die Fragen vorlegte: „Führen Sie ein Tagebuch?“ und, da ich auf diese etwa zwei Dutzendmale stets ein „Nein“ zur Antwort erhielt, die weitere Frage stellte: „Warum führen Sie kein Tagebuch?“ Auf diese letztere Frage erhielt ich sehr verschiedene Antworten. Das eine Fräulein sagte mir: „Ich habe keine Zeit dazu. Musikunterricht, Italienisch, Deklamationsunterricht, im Winter Theater, Konzerte und das gesellschaftliche Leben, im Sommer Lawn Tennis und Radfahren, alles das nimmt meine Zeit so sehr in Anspruch, daß ich zum Führen eines Tagebuches nicht käme!“ Ein anderes Mädchen wieder gestand mir: „Um ein Tagebuch zu schreiben, muß man doch auch etwas erleben, was wert wäre, in das Tagebuch eingetragen zu werden, ich erlebe nichts.“ Andere junge Damen sagten ganz kurz: „Ach, ein Tagebuch! Das ist doch recht veraltet!“ oder etwas ähnliches. Dem ersten jungen Mädchen antwortete ich, daß sich bei gutem Willen doch wohl noch von der allerdings reichlich besetzten Zeit alle Tage oder Ubertage ein Stündchen fürs Tagebuch abknapsen ließe und dachte bei mir sogar, daß die Führung eines Tagebuches vielleicht noch für die Bildung des Geistes förderlicher sein könnte als der italienische oder der Deklamationsunterricht. Der zweiten mußte ich zur Antwort geben, daß jeder beinahe täglich Dinge erlebte, die geeignet wären, sie dem Tagebuch anzuvertrauen, und daß es nur schade um sie interessant oder minderwichtig zu finden. „Ich zum Beispiel“, so etwa schloß ich meine Entgegnung, „könnte darauf ankommen, wie man die Dinge die man erlebt, anüber die Tatsache, daß ich eine junge Dame von achtzehn Jahren kennen gelernt habe, die mir erzählt, sie erlebe nichts, das wichtig genug wäre, ins Tagebuch einzutragen, ein paar Stunden lang schreiben!“

Jenen weiblichen Snobs, die kein Tagebuch führen, weiß die Großmutterstie veraltet sei, stand ich offen gestanden um eine Antwort verlegen gegenüber. Weit ernster aber nahm ich eine Entgegnung, welche eine reifere und sehr belebte Dame machte, die meine Frage an ihre Tochter hörte und für diese die Antwort gab: „Nein, ich liebe das Tagebuchschreiben der jungen Mädchen nicht. Ich bin da eingedenk der Worte, welche Fanny Lewald über die Tagebuchsucht der jungen Mädchen äußert, und meine, daß diese Mädchentagebücher meistens nur als eine Ablagerung für krankhafte Gefühlsschwelgerei dienen.“ „Ich glaube, meistens“ ist wohl zuviel gesagt, oft mag's wohl der Fall sein. Aber, wenn ich fragen darf, meine Gnädigste, wo äußert sich Fanny Lewald über dieses Thema? Das muß ich lesen! Das interessiert mich!“ — „In ihrer Lebensgeschichte!“

Ich las dann sehr bald diese Stelle. Fanny Lewald erzählt da, daß sie in ihrem 15. Lebensjahre (also 1826) auf

den Gedanken kam, ein Tagebuch zu führen. Die jungen Mädchen und Männer in dem Jacobsschen Roman Rosaliens Nachlaß hatten ihr gar zu gut gefallen. Das sanfte Gemisch von edlen Empfindungen und bläulichen Schleifen, von Vällen und Religiosität, von Liebe, Schwindsucht und frommer Todesempfindung, war sehr nach ihrem Geschmack, und da man sie gerade in jener Zeit, wie sie mitteilt, dank einer damals grassierenden orthopädischen Torheit, systematisch krank gemacht hatte, und sie daher also wirklich allerlei Leiden und Beschwerden zu erdulden gehabt, so wurde es ihr noch leichter, sich in die Stellung ihrer Heldin Rosalie hinein zu phantasieren. Und in dieser Stimmung schrieb die fünfzehnjährige Abends beim Schimmer eines Talglases, in der eiskalten Stube, ihre Tagebuchaufzeichnungen.

Eror sie dabei, was in dem kalten Zimmer natürlich war, so „fühlte sie die Schwingen des Todes über sich wehen“. War sie schläfrig und sah bei dem spärlichen Licht schlecht, so „schloß sich ihr Auge vor dem trügerischen Schein der Welt“. Kurz, jedes Wort, das sie schrieb, war eine leere Phrase oder eine Affektation.

Nach fünfviertel Jahren, als sie zwei saubere Quartbücher voll geschmachtet und gewinselt hatte, kam sie einmal auf den glücklichen Einfall, im Zusammenhange überschauen zu wollen, was sie erlebt und empfunden hatte. „Ich wollte doch wissen“, so schreibt sie, „wie meine hinterlassenen Bekenntnisse auf die Ueberlebenden wirken würden, und äußerst gerührt, mit Tränen in den Augen, fing ich an zu lesen und las und las — und es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Nicht ein Wort war wahr von alledem, was ich seit fünfviertel Jahren zusammengeschrieben hatte. Ich hatte von Seelen, leiden geredet, die ich garnicht kannte, von einer Sehnsucht, die ich nie gehegt. Ich war ganz benommen, ganz verdußt über mich selbst. Ich war mir widerwärtig und lächerlich zugleich.“

Fanny Lewald erzählt dann weiter, daß diese lügenhaften Selbstbespiegelungen damit endeten und daß sie seitdem nie wieder ein regelmäßiges Tagebuch geführt habe; schrieb sie sich später hier und da einmal eine Notiz für sich auf, so geschah es, um sich die Erinnerung an etwas, das sie gelesen hatte, an eine augenblickliche Lage festzuhalten, oder auch eine Bemerkung über dritte.

Ich glaube nun, daß diese Erfahrungen der Fanny Lewald, die übrigens auch andere bedeutende Frauen gemacht haben müssen, denn auch Henriette Davidis, die berühmte Hochbuchverfasserin, sagt in ihren wenig poetische Kraft, aber viel praktische Lebenserfahrung bekundenden Gedichten:

„Man sagt von einem Tagebuch,

Daß es zur Selbstbeschaunng führe;

Doch kann es auch zum Selbstbetrug.

Verlockend öffnen dir die Türe —“

Doch nicht so schwerwiegend sind, daß man deswegen die Großmutterstie des Tagebuchführens in Hauch und Bogen verurteilen sollte.

Seitdem die erwähnten Frauen jene Erfahrungen und Betrachtungen über das Tagebuch machten, ist ein Lebensalter dahingegangen, und wenn wohl auch nicht die Gefahr, daß das Tagebuch zur Quelle des Selbstbetrugs werden könne, verschwunden oder vermindert ist, so haben doch unsere Lebensverhältnisse derart sich geändert, daß man die Führung eines Tagebuches junger Mädchen, insbesondere jenen, die nicht im Berufsleben stehen, empfehlen sollte als eine Anregung nicht nur zu einer geistigen und vor allem zu einer Denkfähigkeit, sondern auch einer geistigen Einkehr, die in dem schnell flutenden und unaufhörlich genießenden Leben unserer Zeit mehr und mehr schwinden muß.

Die Gefahr des Selbstbetruges wird sich mindern, wenn der Tagebuchführende mehr von den Eindrücken schreibt, die durch Lektüre, Bekanntschaften, Kunstgenüssen und dergleichen von außen her auf ihn eindringen, als von den inneren Gefühlen, die ihn beherrschen. Ja, ich meine geradezu, daß die Gefahr des Selbstbetruges durch das Tagebuch heute nicht mehr so groß ist als zu jener Zeit, in der Fanny Lewald und Henriette Davidis ihre Tagebücher geschrieben, in der eine krankhaft süßliche, sentimentale Literatur der Gedankenwelt der jungen Frauenzimmer eine überspannte Richtung gab.

Was wohl am meisten Ursache des Selbstbetrugs durch das Tagebuch gegeben haben mag, war wohl der Wunsch, der Tagebuchführenden, jeden Tag etwas schreiben zu wollen. Nun, der mit reichen Beobachtungen ausgestattete Mensch, dessen Gefühlsleben stark flutet, der Temperamentvolle, der viel Genießende wird leicht jeden Tag etwas zu schreiben und zu berichten haben, ein anderer aber wird leicht in Stimmungen und Raisonnements sich hineinschwindeln.

Beschränkt man sich darauf, nur dann das Tagebuch vorzunehmen, wenn man wirklich etwas zu sagen, ihm anzuvertrauen hat, dann wird jene Gefahr bald mehr und mehr sich mindern. Und jedermann erlebt tatsächlich fortwährend Dinge, lernt Menschen kennen und empfängt Eindrücke, die zu nachdenklicher Betrachtung Anlaß bieten und durch deren Betrachtung uns das Leben unendlich geistreicher werden kann.

Wer hätte nicht schon im Leben die Beobachtung gemacht, daß ein Vergnügen, sei es ein ganz banales Tanzvergnügen, das uns während des Verlaufes sogar recht langweilig erschien, im Gespräch mit Freunden, das wir am Tage nachher über dasselbe hatten, erst den rechten Anlaß zu Erheiterung und Genuß gab. Wir betrachten dann das Fest, dem wir beiwohnten, gleichsam aus der Vogelperspektive und mit weit mehr kritischem Blick, als zur Zeit, da wir an ihm teilnahmen. So gewinnen oft viele Dinge für uns an Wert, wenn wir sie rückschauend betrachten, wenn wir Personen und Dinge eingehender uns vor den Gedankenkreis führen, als es bei der flüchtigen Begegnung geschah. Und so kann das Tagebuch uns Gelegenheit geben, manchem Dinge auf den Grund zu gehen, den wir im Rausche des flüchtig dahineilenden Lebens nicht aufsuchen.

Wohl ist es für den Berufsmenschen schwerer, bei den hohen Anforderungen, die der Kampf ums Leben an uns stellt, Zeit zu derartigen Tagebuchbetrachtungen zu finden. Sein Blick soll ja vor allem auf die Erfüllung des Berufes gerichtet sein. Das Mädchen aber, die Frau, kann glücklicherweise oft die Zeit finden, in und um sich zu blicken mit kritischen Augen, und wenn ihr das Schicksal dies Glück gönnte, soll sie auch nicht gedankenlos dahinleben. Also, verehrte Mädchen und Frauen, laßt die gute alte Sitte aus Großmutterzeiten, die Sitten des Tagebuches nicht ganz aussterben. Sie wird euch, wenn ihr sie mit Verstand pflegt eine Fülle des Genusses und der Anregung gewähren und euerem Innenleben einen reicheren Gehalt verleihen.

Ich hatte kürzlich einmal Gelegenheit, ein Tagebuch aus aller Zeit in die Hände zu bekommen. Diejenige, die es geführt, ist längst nicht mehr unter den Lebenden. Als sie die Aufzeichnungen machte, war sie etwa 18–20 Jahre; darüber ist nun ein Menschenleben hinweggegangen. Schade, daß ich das Tagebuch nicht den jungen Mädchen unserer Zeit als Muster vorführen kann. Es waren da keine großen Er-

lebnisse geschildert, keine Bekenntnisse einer edlen Seele, sondern naive Mitteilungen eines allerdings geistig begabten jungen Mädchens, und ein ganzes Charakterbild des Lebens wurde mir aus den vergilbten Blättern lebendig. Und was erzählte die Schreiberin? Anspruchslos plauderte sie von kleinen Fahrten, die sie mit ihrer Mutter gemacht, von Menschen, die sie dabei kennen gelernt und deren Wesen sie sich zu schildern versuchte, von kleinen Freuden der Geselligkeit, von Büchern, die sie gelesen.

Und gerade an diesen Urteilen über Menschen und Bücher, welche die Schreiberin kennen gelernt, konnte ich den Nutzen eines Tagebuches erkennen. Anfangs, als die Schreiberin noch ungewohnt des Führens des Tagebuches war, waren die Urteile kurz und unwesentlich; nach und nach wuchsen sie an Umfang und Inhalt. Ich konnte deutlich fühlen, wie die Gewohnheit des Tagebuchführens die Schreiberin zur Beobachtung ihrer Umgebung, zu tieferem Nachdenken über den Inhalt und Wert ihrer Lektüre veranlaßte.

Das Leben ist flüchtig, die Menschen sind oberflächlich. Aber wir haben es selbst in der Hand, dieser Flucht Einhalt zu tun, uns und unser Leben zu vertiefen. Das Tagebuch ist ein prächtiges Mittel zu diesem Zwecke.

Eltern und Kinder.

Von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner.

Seit dem 1. Januar 1904 haben wir in Deutschland ein Kinderschutzgesetz, das die allzu starke Ausnutzung kindlicher Arbeitskraft verhüten soll. Dies Gesetz verbietet die Beschäftigung von Kindern in gewissen, besonders gesundheitsgefährlichen Betrieben ganz und gar und legt ihr in anderen Betrieben eine Reihe von Beschränkungen auf, die alle darauf hinauslaufen, das körperliche und geistige Gedeihen der Jugend zu fördern.

Fremde Kinder dürfen nach dem Gesetz nicht unter 12, eigene Kinder nicht unter 10 Jahren gewerblich beschäftigt werden und die Zeitdauer der Kinderarbeit darf während der Schulzeit drei, während der Ferien vier Stunden nicht übersteigen. Leider bezieht sich die Bestimmung betreffs der Arbeitsdauer nur auf fremde Kinder, so daß gewissenlose Eltern ihre eigenen Kinder trotz des Gesetzes noch immer ziemlich schrankenlos ausbeuten können. Wenn sie ihnen keine Nachtarbeit zumuten, welche das Gesetz für alle Kinder ohne Ausnahme verbietet, und ihnen eine zweistündige Mittagspause gönnen, haben sie den eigenen Kindern gegenüber den Buchstaben des Gesetzes erfüllt.

Leider scheint es nach verschiedenen Veröffentlichungen der letzten Zeit, daß diese noch so wenig durchgreifenden Kinderschutzbestimmungen nicht überall zur Durchführung gelangen. Ja, es wird sogar aus verschiedenen Teilen Deutschlands von offensichtlichen Gesetzesverletzungen berichtet. Die Hauptschuld daran trägt sicher die bis jetzt noch sehr wenig gründliche Aufsicht. Bekanntlich hat man die Kontrolle der Kinderarbeit der ohnehin bereits mit Arbeit überlasteten Gewerbe-Inspektion übertragen. Ohne eine bedeutende Vermehrung ihres Beamtenpersonals wird diese aber niemals imstande sein, die neue Riesenaufgabe zu bewältigen.

Dazu kommt, daß die Gewerbe-Aufsichtsbeamten bei den Eltern der gewerblich beschäftigten Kinder häufig noch auf eine völlige Unkenntnis des Kinderschutzgesetzes und auf gänzliche Verständnislosigkeit dessen, was es bezwecken soll, stoßen. In Württemberg, wo die Sorge für die Durchführung des Kinderschutzgesetzes in die Hände der weiblichen Gewerbe-Inspektions-Assistenten gelegt ist, erforderte es oft die größte Mühe, den in den meisten Fällen gänzlich überraschten Familienvätern und Müttern den Nutzen des Gesetzes klar zu machen und den Eingriff in ihre vermeintlichen Familienrechte zu rechtfertigen. Die Eltern, die sich daran gewöhnt haben, durch die Ausnutzung der Kinderarbeit wöchentlich ein bestimmtes Stück Geld zu verdienen, erblicken in der Gewerbeinspektion ihren natürlichen Feind und versuchen auf jede Weise, ihr das Vorgehen zu erschweren. Kurzfristig, wie sie sind, ist ihnen die

Summe, welche das Kind allwöchentlich einbringt, lieber als die Gesundheit, die das unglückliche kleine Geschöpf bei der frühzeitigen Ausnutzung seiner Kräfte vielleicht fürs ganze Leben einbüßt. Es gibt in Württemberg Ortschaften, wo die meisten Kinder nicht vor 11 oder 12 Uhr nachts zu Bett kommen. Und leider sind es nicht nur arme Eltern, die ihre Kinder auf diese Weise ausbeuten, auch wohlhabenden Bauernfamilien halten ihre Kinder zu gewerblicher Arbeit an und erzählen der kontrollierenden Beamtin wohl noch gar mit Stolz, wieviel Geld der Bub oder das Mädchen schon verdient und wieviel Kleider und Schuhwerk durch das Stillstehen erspart worden seien.

Dabei sind verschiedene der hauptsächlich von Kindern geleisteten Arbeiten in hohem Grade gesundheitsschädlich. So z. B. die Anfertigung von Drahtbörsen. Das Arbeiten mit dem glühenden Metall in meist schlechter Beleuchtung lähmt die Sehkraft erheblich, auch das Spitzenklöppeln, das Stecken von Uhrenspindeln, das Seltetieren von Taillenstäben — alles Kinderarbeit — gefährdet am meisten die Augen und führt zu frühzeitiger Erblindung.

Aus Sachsen kommen ähnliche Berichte. Viele Arbeitgeber erklärten der Gewerbe-Inspektions-Assistentin geradezu, daß in ihrem Erwerbszweige das Kinderschutzrecht undurchführbar sei, da darin ausschließlich mit Kindern gearbeitet werde. Aber auch bei den Eltern der arbeitenden Kinder traf die Beamtin auf den gleichen Widerstand gegen die Gesetzesvorschriften, wie in Württemberg. Allgemein wurde über den Lohnausfall geklagt, der durch die Beschränkung der kindlichen Arbeitszeit eingetreten sei. Es soll nicht verkannt werden, daß die durch das Inkrafttreten des Kinderschutzgesetzes verminderten Einnahmen für bedürftige Familien sicher bedauerlich sind, doch viel bedauerlicher aber ist es, daß die Eltern der Kinder durchaus nicht einsehen wollen, daß das neue Gesetz allein das Wohl der Kinder im Auge hat. Auch in Sachsen ist außerdem nicht immer und ausschließlich die Not Ursache der Kinderarbeit, sondern manche Mütter schiden, einfach um sich der Mühe der Beaufsichtigung zu entheben, ihre Kinder in die nächstliegende Werkstätte. So fand die Gewerbeinspektorin z. B. im Wohnzimmer eines Strumpfwirfers fünf Kinder, alle im Alter von 5—8 Jahren, mit Unwunden und Legen von Strümpfen beschäftigt. Auf ihre Frage erfuhr sie von den Kindern, daß sie drei- oder viermal in der Woche von 1½ Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends in der angegebenen Weise beschäftigt und für diese 6½stündige Arbeitsleistung mit 2½ Pfennig belohnt würden.

Der Kampf gegen die angeführten Uebelstände ist für die Beamten der Gewerbe-Inspektion doppelt schwer, weil ihnen dabei von keiner Seite beigestanden wird. Die Arbeitgeber, welche Kinder beschäftigen, sind selbstverständlich bestrebt, sich auf alle Weise billige Arbeitskräfte zu erhalten. Die Eltern der Kinder unterstützen sie in dem Bestreben, nur um nicht den willkommenen Zufluß zum Wirtschaftsgeld zu verlieren, den ihre Kinder ihnen einbringen. Selbst die Lehrer schweigen über ihnen etwa bekannt gewordene Gesetzesübertretungen, weil sie die Unzuträglichkeiten fürchten, die ihnen durch die Bezeichnung bestimmter Fälle in der Gemeinde erwachsen könnten.

Wenn das Kinderschutzgesetz den Kindern wirklich den Nutzen bringen soll, den seine Schöpfer und Förderer von ihm erhofften, dann müssen in erster Linie erst einmal die Eltern der arbeitenden Kinder einsehen lernen, daß die kindliche Arbeitskraft ein kostliches Gut ist, mit dem hausgehalten werden muß, wenn es nicht gänzlich zugrunde gehen soll. Sie müssen lernen, das Wohl des Kindes höher zu stellen, als das eigene Wohl, daran zu denken, daß es ihre erste und vornehmste Pflicht ist, ihre Kinder zu gesunden, kräftigen und vollwertigen Menschen zu erziehen. Gewiß gehört dazu Einsicht, viel Selbstaufopferung, viel Mut im Kampfe des Lebens, aber es belohnt sich auch. Eltern, die eine gesunde Kinderschaar groß gezogen haben, brauchen für ihre alten Tage keine Sorge zu haben, denn den Kindern wird es ein leichtes sein, durch ihrer Hände Arbeit auch ihre Eltern mit durchzubringen. Wer aber die Ar-

beitskraft seiner Kinder mißbraucht, der beraubt sich selbst der natürlichen Stütze seines Alters und fügt nicht nur dem Kinde, sondern sich selbst einen dauernden Schaden zu.

Vor vielen Jahren schrieb eine englische Dichterin, Elisabeth Barrett Browning, unter dem unmittelbaren Eindruck des Kinderelends in England folgende Verse:

Grauen faßt euch, wenn ihr seht, wie ihre Wangen
Eingesunken sind und fahl!
Traurig, greisenhaft aus trüben, hangen
Augen blidt der Menschheit Qual.
„Diese Erde“, sprechen sie und klagen,
„Ist voll Müß' und Kummer und voll Leid,
Uns're Kräfte wollen nicht mehr tragen,
Und des Grabes Ruh' ist noch so weit.
Nein, nicht uns, die Alten fragt, warum sie trauern,
Nur hier oben ist es kalt —
Lang' noch wird für uns der Weg zum Grabe dauern —
Für die Alten kommt es bald.“

Es ist traurig, daß diese Verse auch in unserem Vaterland, und noch heutigen Tages geschrieben sein könnten. Aber während zurzeit, als sie gedichtet wurden, in England noch kein Gesetz die Kinder schützte, besitzen wir wenigstens schon die wichtigste Handhabe gegen die Not der arbeitenden Kinder. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den Eltern die Augen zu öffnen für ihre Pflichten gegenüber ihrer Nachkommenschaft, damit sie werden, was sie von rechtswegen schon heute sein sollten, die eifrigsten Förderer und Unterstützer des Kinderschutzgesetzes.

Das Ewig Weibliche.

Lieblingsblumen bern. ater „Sterne“. Genau wie die gekrönten Frauen pflegen die Stars der Kunst ihre Lieblingsblumen zu haben. So trug Adeline Patti lange Zeit hindurch eine tiefdunkle Rose im Haar; später nach ihrem „Trovatore“-Triumph zeigte sie besondere Vorliebe für Kamelien. Diese liebt auch Eleonore Duse, Sarah Bernhardt schwärmt für die betäubend duftende Tubarose. Charlotte Wolter hatte eine Schwäche für den Flieder und die ungarische Tragödin Marie Jászai, originell wie in allem, zieht den holdesten Blüten die Sonnenrose vor.

Was ist naiv? Diese Frage beantwortete Albert Träger treffend, indem er einer jungen Wiener Schauspielerin, die sich auf der Autogramm jagd befand, ins Stammbuch schrieb:

„Ein Mädchen, das nach allem hascht,
Mit spitzem Mäulchen heimlich nascht,
Verhämt sich dreht, toltelt sich windet,
Bis es ein weiches Nestchen findet,
Das nichts versteht, doch alles kennt
Und im bedenklichen Moment
Sich stellt, als ob es arglos schlief —
Der süße Schatz heißt: die Naive.“

Wo läßt man nicht? Es gibt eine ganze Anzahl Völkstämme, die weder den Reiz noch die Ehrerbietigkeit des Kusses kennen. Bei den Neuseeländern, Tahitiern, Papuas, den australischen Schwarzen, ebenso bei den Somali in Afrika und bei den Eskimos ist das Küssen unbekannt. Bayard Taylor berichtet, daß die Frauen in Finnland gegen das bei den benachbarten Stamm-Russen so beliebte und oft übertriebene Küssen eine tiefe Abneigung haben. Bei den wilden Neuseeländern, Lappländern und anderen auf niedrigerer Bildungsstufe stehenden Völkern ist freilich das Küssen durch Reiben der Nasen aufeinander ersetzt.

Eierpuppen hat das weibliche Geschlecht zumal in der galanten Zeit aufzuweisen gehabt, jenem Säkulum einer bis ins Ungemessene überfeinerten Kultur. Geradezu eine typische Erscheinung, in grellem Kontraste zu der ebenfalls übermächtigen Zügellosigkeit stehend, war die 1789 in Paris bekannte Gräfin Blot, Ehrendame der Herzogin von Chartres. Sie trieb und übertrieb die Eiererei nach allen Richtungen hin. Wenn bei Tisch alles um sie herum schwelgte, war ihr schon die Suppe viel zu substanzvoll, um sie auch nur anzurühren — wohl verstanden: in Gegenwart von anderen! — und was das Getränk betraf, so wäre sie lieber in den Tod gegangen, als sich von ihrem Nachbar auch nur einen Tropfen Rotwein in ihr Wasser gießen zu lassen. „Blui!“ sagte sie, „Wein trinken, wie eine gemeine Kreatur, zumal Rotwein, welcher eine Erniedrigung! Eine Dame, welche eine Hühnerbrust oder gar harte Eier verzehrt, welcher Unzucht! Man genießt bei Tisch ein halbes Apfelsine, und wenn

es hoch kommt, ein Sahmentörtchen oder drei Erdbeeren. Dazu rührt man ein wenig Milch, wohlverstanden: Schafmilch, und gehörig mit Wasser verdünnt. Ueberhaupt kann nur von der Milch die Rede sein, welche die kleinen, lieben Lämmerchen, diese unschuldigen, sanften Tiere genießen. Wie kann man sich nur herabzulassen, Kuhmilch zu trinken, die für die Kälber gemacht ist, für jene Tiere ohne Geist und Grazie, und nicht für die Menschen! Dadurch gerät man ja in eine gewisse Intimität mit einem Vieh, das eine widerwärtige Stimme, brutale Hörner und einen schmutzigen Schwanz hat. Eigentlich müßte man nur von Blumenduft und Morgentau leben, wie die Nymphen, die über die Lehren des Feldes hinschritten, ohne sie umzubiegen. Nein, mit jenen plumpen, schwerfälligen Bestien, die so entsetzlich brüllen — denn ich denke wohl, daß es die Kühe sind, die so viehische Töne ausstoßen — mit solchen Bestien will ich nichts zu tun haben."

Aus dem Echimmiel. Ein recht eigenartiger und interessanter Brauch besteht bei dem Volksstamme der Jajun auf der malayischen Halbinsel. Es ist dies ein sogenanntes Wettrennen zwischen Braut und Bräutigam. Die beiden Verlobten laufen um einen Hügel oder Ameisenhaufen, und zwar der Bräutigam hinter der Braut, bis er sie erhascht. Hat er sie endlich erwischt, so richtet die Braut an den Erwählten folgende vier Fragen, auf denen, wie es scheint, das ganze Kultursystem und das soziale Leben dieses Stammes beruhen: "Kannst Du gut mit dem Blaseball umgehen?" "Verstehest Du es gut, Bäume zu fällen?" "Kannst Du gut klettern?" "Rauchst Du Zigaretten?" — Das ist der ganze Eheakt und damit ist auch die Heirat fertig. Die meisten Ehen erfolgen durch Kauf.

Unsere Lieblinge.

Ruhe im Schlaf ist eine Hauptbedingung bei dem Schlummer des Kindes. Man vermeide jedes heftige und plötzliche Geräusch, durch welches das Kind aus dem Schlafe aufgeschreckt wird; an das unvermeidliche Geräusch jedoch, das durch das Zusammenleben in einem Hause hervorgerufen wird und nicht durch die größte Vorsicht unmöglich zu machen ist, an das nicht ungewöhnliche Geräusch von der Straße her, gewöhnt sich das Kind bald und schläft ruhig fort. Manche Mütter beschützen ihr Kind zu ängstlich vor Licht. Nur in den ersten Wochen halte man das Schlafzimmer dunkel, allmählich aber gewöhne man das Kind an das Tageslicht und künstliche Beleuchtung; denn es ist auch das Licht von wohlthätigem Einflusse auf die Entwicklung seines Körpers, seines Auges, seines Seelenlebens.

Des Kindes Lebensweise in den ersten Jahren, sobald es dem Säuglingsalter entwachsen ist, sollte mit peinlicher Sorgfalt beobachtet werden. Sehr oft fehlen die Mütter bei der Ernährungsweise des entwöhnten Kindes darin, daß sie es zu früh von den Nahrungsmitteln der Erwachsenen kosten lassen. Mit dem Ende des zweiten Jahres können die Speisen der Kinder etwas fester und abwechslungsreicher werden, vorausgesetzt, daß die Verdauung nicht leidet. Schwarzbrot, Kuchen, Torten, Wehlbrei, Hülsenfrüchte sind noch zu vermeiden. Rohes Obst, mit Ausnahme von Pflaumen, steinigen Birnen und Früchten mit harten Schalen, sind den Kindern nicht schädlich. Wehlbrei ist unter allen Nahrungsmitteln das schlechteste, denn es verschleimt das Kind und macht einen biden Bauch bei mageren Gliedern, und Drüsenentzündungen, wenn das Kind ihn oft bekommt. Kinder lieben süße Stoffe und man soll sie ihnen nicht verjagen, denn sie fördern die Verdauung. Aber ebenso schädlich können sie auch werden, wie nützlich, wenn sie im Uebermaße gereicht werden, durch die die Verdauung störende Säurebildung. Weißer Zucker und Zuckergebäck soll nicht gegeben werden, vielmehr soll der Zucker nur als verführerischer Zusatz der Speisen und Getränke dienen und neben etwas Kochsalz das einzige Gewürz für Kinder sein. Ebenso wichtig, wie die Wahl der Speisen ist auch die Zeiteinteilung des Essens. Nichts ist schädlicher für die Verdauung als fortwährendes Kaue und Naschen. Von Getränken bleibt reines klares Wasser wohl das gesündeste Getränk zur Stillung des Durstes; Das Kind nimmt es auch am liebsten, während es sich an jedes andere Getränk erst gewöhnen muß. Uvernunft ist es aber, dem Kinde auch nur das mindeste spirituelle Getränk zu geben. Aller Spiritus mag er in Wein, Bier, Branntwein enthalten sein, ist dem Kinde Gift.

Für den Haushalt.

Praktische Winke und Mittel.

Vergoldete angelaufene Sachen werden gereinigt durch Abreiben mit einer Zwiebel. Der Saft darf aber erst nach zwei Stunden trocken gerieben werden.

Eine gute Fleckseife, besonders für weiße Wollachen, stellt man wie folgt her: Man nehme 120 g. venetianische Seife und 60 g. gestoßene Pottasche, schabe die Seife fein, mache 1 l. Wasser mit der Pottasche kochend, gebe dann die Seife hinein und lasse diese gut verkochen. Man nimmt davon so viel kaltes Wasser, bis dasselbe schaumig ist. Bei farbigen Gegenständen darf man von der Seife nicht zu viel unter das Wasser mischen. Die Wäsche wird kalt eingeweicht und gewaschen. Das Seifenpräparat hält sich wochenlang und kann noch benutzt werden.

Junge Schneidebohnen. Anstatt die Bohnen in Salzwasser weich zu kochen, und dann in dem bereiteten Beiguß durchzudämpfen, sollte man die jungen Schneidebohnen stets auf folgende Art zubereiten, weil keine andere Bereitungsweise ihnen solchen Wohlgeschmack verleiht. Man zerläßt in einem Topf reichlich Butter, fügt eine kleine zerkleinerte Zwiebel, eine Messerspitze Zucker und wenig Salz hinzu und läßt die Bohnen hierin langsam eine halbe Stunde wohl zugedeckt unter öfterem Umschwenken dünsten. Dann löst man einen halben Teelöffel Fleischextrakt in einer Tasse Wasser auf, verquirlt in dieser Fleischbrühe zehn Gramm Kartoffelbrühe, gießt dies über die Bohnen, kocht sie langsam noch eine halbe Stunde und würzt sie dann mit gewiegelter Petersilie und fügt das etwa noch fehlende Salz hinzu.

Himbeer-Schaum. Drei Eiweiß werden zu einem steifen Schnee geschlagen, zwei Eßlöffel voll eingemachte Himbeeren in einer Schüssel zerdrückt, Zucker nach Gutdünken darunter gemengt, dann der Schnee dazu gerührt und an einem kühlen Ort aufbewahrt. Frische Himbeeren werden zuvor durch ein Haarsieb getrieben.

Eis-Torte. Das Eiweiß von zwölf möglichst frischen Eiern wird zu festem Schnee geschlagen und mit einhalb Kilogramm Zucker durch fortgesetztes Schlagen völlig vermischt; dann stellt man sich aus starkem Papier, welches man über ein Tortenblech drückt, indem man die Ränder scharf einknist, drei Kapseln von der Größe eines Tortenbodens her, streicht die Schaummasse daumendick hinein, bestreut sie mit Zucker und läßt sie in einem lauwarmen Ofen erst von der einen Seite ordentlich austrocknen, dann stürzt man sie auf ein mit Papier belegtes Blech, nimmt mit einem Löffel alles noch Weiche von der Masse heraus und läßt sie vollends spröde backen, stellt die drei Tortenböden bis zum Augenblick des Bedarfs an einen sehr warmen, trockenen Ort, füllt sie in dem Moment, wo die Torte serviert werden soll, mit Vanille- oder Ruch-Eis, nach Belieben auch mit verschiedenartigem, wie z. B. den einen Boden mit Vanille, den anderen mit Apfelsinen- oder Ananas-Eis, setzt sie übereinander und verzieren den obersten Boden mit Fruchtgelee.

Konservierung von Birnen in Zucker. Kleine, fast reife, aber nicht weiche, recht aromatische Birnen schält man, verkürzt ihre Stiele und dämpft sie in geklärtem Zucker weich und klar. Auf ein Kilo Birnen nimmt man nur 450 Gramm Zucker. Wenn sie klar aussehen, schichtet man sie in Gläser, die noch mit Schwefeldampf ausgefüllt sind, bindet diese sorglich zu und verwahrt sie an kühlem, luftigen Orte.

Aphorismen.

Die Schönheit ist die Waffe des Weibes, Und wer wird seine Waffen rosten lassen? Ninon de Lenclos

Sehe ich eine schöne, alte Frau, so sage ich nie, wie schön hat sie sich erhalten, sondern wie vernünftig hat sie sich gehalten, Milli Stono.

Die Frauen scheinen böse, wenn man ihnen sagt: Ich liebe Sie! Sie sind böse, wenn man es ihnen nicht sagt. H. Thom

So steht's im Buch der Frauenliebe:
Sie fordern stets platon'sche Triebe.
Doch wollten wir gehorsam sein,
Die Frauen würden's — nie verzeih'n.

O. Blumenthal

Die Untreue folgt den Frauen gleich ihrem Schatten. Sie betrügen selbst die Heiligen, während sie zu ihnen beten. Jökai

Frauen halten oft mehr als sie versprechen dürfen. Engelsmann.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Leybold in Wiesbaden.



Nr. 167.

Samstag, den 18. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

„Würde die Tatsache, daß sie meinen Mann liebte, nicht genügen?“

„Nein, das wäre höchstens eine schmeichelhafte Anerkennung Ihres Gefühls, und könnte verziehen werden. Aber wie, wenn sie versucht hätte, Ihnen Ihren Mann abspenstig zu machen, was sagen Sie dazu, Lady Claudia, he?“

In seinen blauen Augen, die sich fest in die ihren bohrten, erglomm ein düsteres Feuer. Außerlich schien er ruhig; nur die gezwungene Starrheit seiner düsteren Züge verriet ihr, daß sie sich einem Manne gegenüber befand, dessen Leidenschaften bis in die Tiefen aufgewühlt waren.

„Ich ärgerte mich über ein Vorkommnis“, brachte sie stockend hervor; „aber ich sehe selbst ein, wie lächerlich es ist; denn es war sicher nur Zufall.“

Steinburg lächelte sie tatsächlich an, im erleichternden Bewußtsein vielleicht, daß er nun endlich die Wahrheit erfahren sollte, jene verhängnisvolle Wahrheit, die er hinter ihren glatten Worten witterte. Er setzte sich neben sie und reichte ihr mit ruhiger Hand eine Zigarette, die wahnwitzige Begier nach ihren Mitteilungen erfolgreich unterdrückend und verbergend.

„Nun, was war es denn, was Sie so ärgerte?“ fragte er sanft. „Etwas Greifbares, eine Tatsache natürlich; denn Sie sind zu gutmütig und vernünftig, um sich über Phantasme derart aufzuregen!“

Claudia ließ sich durch die Ruhe und scheinbare Gelassenheit seines Wesens täuschen und fühlte sich sehr erleichtert durch seine gänzlich umgeschlagene Stimmung; denn wenn sie auch sehnlich gewünscht hatte, ihre scharfen, giftigen Pfeile abdrücken zu können, so bebt ihre feige Natur doch vor jedem echten, unbändigen Zorne zurück. Jetzt aber, da er so ruhig lächelnd ihr gegenüber saß, fuhr sie unbeirrt fort und erwiderte sogar mit Lächeln:

„Es ist so vernünftig von Ihnen, daß Sie es so ruhig hinnehmen. Und nicht wahr, wenn ich es gelassen ertragen kann, dann können Sie es auch. Ich bin ja ganz überzeugt, daß durchaus nichts Unrechtes geschah; aber ich war nur deshalb so entrüstet, weil es eine ganz offenkundige Verhöhnung aller Form und Sitte war. Und wenn ich ihr damals eine Szene machte, so geschah das ebenso in Iris' Interesse, als in meinem eigenen; ich sagte ihr übrigens nur, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, ihn auf diese Art treffen zu wollen.“

„Ihre Zigarette ist ausgegangen“, sagte Steinburg ruhig und reichte ihr ein Bündelchen. In sanftem, leisen Tone fuhr er fort: „Ihn zu treffen? Ah! das war unbedeutend! Ich wundere mich über Ihren Zorn nicht mehr. Und wo, saaten Sie, trafen sie sich?“

(Nachdruck verboten.)

„In Hampden Chase“, erwiderte Claudia, den blauen Rauchringen, die sie in die Luft blies, zusehend, wie sie leise schwankend emporstiegen und sich dann auflösten. „Mark behauptete zwar, ich hätte versprochen, zu kommen, und hätte auch Sie und Carlington eingeladen; aber das war natürlich alles Unsinn.“

Steinburg beugte sich plötzlich vor; sein Gesicht streifte fast das ihre. „War es wirklich Unsinn? Wußte Iris wirklich bestimmt, daß Sie nicht kommen sollten?“

Alles an ihm verriet die atemlose Spannung, mit der er auf ihre Antwort harnte. Seine Augen waren verschleiert, er biß sich die Unterlippe fast blutig und ballte die Fäuste. So mußte Othello ausgesehen haben, als ihm Jago das ätzende Gift des Zweifels ins Ohr tröpfelte; wilde Eifersucht verzehrte sein Herz und es erfüllte ihn der wahnwitzige Wunsch, das einst so geliebte Wesen zu packen und alles Leben in der schlanken Gestalt, die er bewunderte, zu ersticken. Aber noch war sein Ton ruhig.

Claudia lachte grell auf. „Natürlich wußten sie, daß ich nicht kommen würde; sie wollten sich nur eines ungehörten tête-à-tête erfreuen und erreichten es auch, aller Sitte Hohn sprechend. Begreifen Sie nun, daß ich sie nicht mit offenen Armen empfang, als sie zurückkehrten? Aber ich meine doch, Rudolf, daß wir nicht zu viel Aufhebens von diesem törichten Streiche machen sollen. Iris hatte damals noch keine Verpflichtungen Ihnen gegenüber und was Mark betrifft, glaube ich, daß er durch den gehörigen Schrecken, den ich ihm einjagte, genügend bestraft ist. Er stimmte mir bei, daß er nun klug vorgehen müsse, um den Schaden gut zu machen, den er Iris zugefügt hatte.“

Steinburg stieß ein höhnisches Lachen aus, das wahrhaftig erschreckend klang.

„Er befolgte Ihren Rat nur zu getreulich und ging mit großer Klugheit zu Werke. Deshalb kam er damals zu mir.“

Er sprang auf und ging mit langen, schweren Schritten auf und ab. Hin und her wanderte er, wie ein Löwe, dachte Claudia, der ruhelos den engen Raum seines Käfigs durchmißt. Was ging wohl in dem Herzen dieses Mannes vor, den sie nun, erfüllt mit rasender Leidenschaft, zu Iris zurückschickte?

„Ich versichere Sie, Rudolf, es steckt nicht das Geringste dahinter und an Ihrer Stelle würde ich Iris gegenüber die Sache gar nicht erwähnen.“

Ganz plötzlich blieb Steinburg vor ihr stehen.

„Das ist unsere Sache, mischen Sie sich nicht ein! Sie machen sich natürlich keine trüben Gedanken über derlei Dinge. Frauen, wie Sie, haben keine Ideale, keine höhere

Nichtschmerz. Sie schrecken nur vor dem öffentlichen Uebertreten eines Gesetzes zurück. Nicht so bei mir. Was ich an Iris vor allen Dingen verehrte, war die Reinheit ihrer Seele. Konnte sie sich so herabwürdigen und in diese heimliche Zusammenkunft mit einem Manne einwilligen, den sie als Gattin einer anderen kannte, dann ist sie nicht die Frau, wie ich sie wünsche und brauche."

"Ich hoffe, Sie werden nicht einen unüberlegten, törichten Entschluß fassen, Rudolf. Bedenken Sie nur, wie viel ohnehin schon gesprochen wurde! Sie sind wirklich unansiehlich. Vor wenigen Minuten noch schienen Sie ganz zufrieden damit, alles Wissenswerte zu erfahren und jetzt auf einmal die Verleckerin! Sie haben die Absicht, so ungemütlich als möglich zu sein."

"Die habe ich, Lady Desmond; ich werde es allen höflich ungemütlich machen. In erster Linie haben Sie die Güte, Ihrem Gatten mitzuteilen, daß ich ihn nie mehr empfangen werde. Sollte ich je in der Lage sein, Ihnen irgend eine Gefälligkeit zu erweisen, so stehe ich natürlich gern zu Diensten. Wenn aber Mark Hampden es wagt, meine Schwelle noch einmal zu überschreiten, so schlage ich ihn ins Gesicht. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Mit diesen Worten wandte er sich rasch und verließ das Zimmer. Er ging aber nicht sofort nachhause; denn eine zweite Unterredung mit Iris überstieg seine Kräfte. Er fuhr zur schönen Villa des Großherzogs Johann. Nach kurzem Warten, das Steinburgs knirschender Ungeduld Stunden zu wahren schien, wurde er vorgelassen.

Wenn die beiden allein ohne Zeugen waren, kam der Großherzog dem jüngeren Manne wie ein lieber Freund entgegen und wie die meisten, die auf Thronen herrschen, verstand auch er in den Physiognomien zu lesen. Beim ersten Blick auf Rudolfs verstörte Züge sah er sofort, daß es sich hier um Ernstes handelte.

"Was ist geschehen? Du hast großen Kummer offenbar. Komm, setze einmal alle Formen und Zeremonien beiseite", fügte er hinzu, als Rudolf sich vorschriftsmäßig vor ihm verbeugte, "setze Dich neben mich und erzähle mir, was Dich bedrückt!"

Und nun offenbarte ihm Rudolf seinen Seelenjammern, seinen ganzen Jammer, mit Bitterkeit immer wieder auf die erste und auf die noch stärker ins Gewicht fallende letzte Enttäuschung zurückkommend.

"Was Iris betrifft, mit ihr bin ich fertig. Ich werde keinen Skandal heraufbeschwören, weil ich keinen Beweis habe. Aber sie wird von nun an nur dem Namen nach mein Weib sein. Mag sie in meinem Hause leben, wie jede beliebige Fremde, ich will nichts mehr mit ihr zu tun haben."

"Alles, was Du sagst, klingt sehr ernst", erwiderte der Großherzog, "aber eine Stimme in meinem Innern spricht noch mächtiger, als alle Deine Vernunftsgründe. Es ist die Stimme meines Herzens, das mir sagt, daß Du eine edle, reine Frau besitzt, und nichts auf der Welt vermöchte mir diesen Glauben zu rauben. Ich beschwöre Dich, laß Dich durch Deinen Zorn nicht hinreißen, sondern warte und forsche mit mir nach der Lösung dieses Rätsels. Vor vielen Jahren schmerzte auch mich eine traurige Erfahrung. Ich lernte in meiner ersten Jugend ein Mädchen kennen, das ich anbetete, so weit ich damals dessen fähig war; denn die Jugend ist egoistisch, eitel und gedankenlos; kurz, ich liebte sie und sie erwiderte meine Liebe. Aber eine ganze Schar ruchloser Menschen drängte sich trennend zwischen uns und mit ihren falschen Schlangenzungen vergifteten sie meinen jungen Glauben an sie. Ich verließ das Mädchen und es ist für immer aus meinem Leben geschieden. Und nun muß ich Dir in voller Aufrichtigkeit gestehen, daß die Neue mich nie verließ und daß mit jenem Mädchen der süßeste Reiz meines Lebens dahingeschwunden, ist für immer. Ueberlege es wohl, ehe Du das Herz dieses Mädchens, das Du zu Deiner Frau machtest, mit Füßen trittst; denn ich kann Dich versichern, es gibt im Leben nur eine wahre, reine Liebe!"

Steinburg war gerührt und hochgeehrt durch dieses Vertrauen, aber seinen Zorn besänftigte es nicht."

"Bedenken Sie nur, königliche Hoheit, bedenken Sie, wie man an mir handelte! Vom ersten Augenblick an betrogen von Lady Bellingham, die das junge Mädchen als Verwandte ausgab, obwohl nicht die geringste Verwandtschaft bestand, und man nicht einmal wußte, wer Iris eigentlich war."

"Sie muß mit Lady Bellingham verwandt sein; ich bin fest davon überzeugt."

"Nein, Sie ist es nicht; denn Lady Bellingham betet Iris an und ich muß gestehen, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß sie nur zu glücklich gewesen wäre, wenn sie dieses Geheimnis irgendwie hätte enträtseln können. Nein, nein, ich wurde schmachvoll hintergangen, ich kann nicht anders sagen."

Sinnend schaute der Großherzog auf den stattlichen jungen Mann, der zornsprühend, aufs tiefste verletzt in seinem Stolz, in seiner kraftvollen Männlichkeit vor ihm stand.

"Rudolf, Du liebst diese Frau, dieses namenlose Mädchen, dem Du Deinen Namen gabst. Trotz allem, was gesah, liebst Du sie, nicht wahr?"

"Ja!" antwortete Rudolf dumpf. Der Zorn wich aus seinen Zügen, seiner Stimme. Er warf sich in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Nach kurzer Weile schaute er wieder auf. "Lady Bellingham jedoch werde ich diesen gemeinen Betrug nie verzeihen."

"Schweige!" herrschte ihn der Großherzog mit lauter Stimme an. "Wie kannst Du dieses Wort mit jener makellosen Frau in Verbindung bringen?"

Rudolf hatte zu lange in der nächsten Umgebung von Fürsten gelebt, um nicht eines Höflings Selbstbeherrschung zu besitzen.

"Ich bitte Eure königliche Hoheit um Verzeihung," sagte er etwas steif, "aber ich ahnte nicht, daß jene Dame sich Ihrer Freundschaft rühmen darf."

"Man kann es wohl kaum Freundschaft nennen," erwiderte der Großherzog. "Du hast mir dein Geheimnis anvertraut, nun will auch ich dir Vertrauen schenken — Moira Bellingham hieß jenes Mädchen, das ich liebte!"

XXXVI.

Während Claudia noch mit ihrer Abendtoilette beschäftigt war, überbrachte ihr der Diener einen Brief. Sie nahm ihn mit der Gleichmütigkeit jener in Empfang, die täglich Dutzende solcher Mittelungen bekommen. Als sie aber auf der Adresse Iris zügige Schrift erblickte, riß sie das Billet hastig auf. Es fehlte jegliche Aufschrift. Die Schreiberin begann sofort mit dem Zweck ihrer Zeilen:

"Ich habe meinen Mann nach der Unterredung mit Ihnen gesehen. Es wird Sie mit Genugthuung erfüllen, daß Sie diesmal Ihren Zweck, unser Glück vollständig zu untergraben, erreichten. Er hat mich für einige Zeit verlassen und selbst wenn er wieder zu mir zurückkehren würde, so wäre ein weiteres Zusammenleben doch unmöglich. Der Zweck dieses Briefes ist nicht, Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern Ihnen zu sagen, daß es mir unter diesen Umständen geboten erscheint, eine letzte Unterredung mit Ihrem Gatten zu haben. Ich werde Sie nicht verraten, wünsche auch nicht, ihm selbst zu schreiben und bitte Sie deshalb, ihm mitzuteilen, daß ich ihn heute Abend eine halbe Stunde zu sprechen wünsche. Wenn Sie wollen, können Sie der Unterredung beiwohnen, aber in diesem Fall könnte ich es nicht hindern, daß er erfährt, warum ich ihm von nun an mein Haus verbieten muß. Er war sehr gut gegen mich und was Sie auch glauben und vermuten mögen — ich fühle die Verpflichtung, daß ich ihm Dank und Rücksicht schulde und diese Schuld wünsche ich dadurch einigermaßen abzutragen, indem ich persönlich an seine Güte und Ritterlichkeit appelliere und ihn bitte, meine schwere Stellung nicht noch schwieriger für mich zu gestalten."

Iris Steinburg."

(Fortsetzung folgt.)

Esperanto — die Weltsprache.

Mit großer Spannung sieht man in Deutschland dem in Dresden vom 16. bis 22. August tagenden internationalen Esperantistenkongress entgegen, sind doch die Meinungen in Deutschland über die internationale Hilfssprache Esperanto noch recht geteilt. Man will es vielfach nicht glauben, daß es möglich ist, daß sich Vertreter von verschiedenen Nationen durch diese Hilfssprache verständigen können. Drei Kongresse haben die Esperantisten bereits abgehalten und dadurch der Welt bewiesen, daß Angehörige von 32 verschiedenen Nationen sich spielend in der Sprache unterhalten können; der 4. Kongress soll Deutschland die Möglichkeit geben, sich selbst zu überzeugen, ob dieses wahr ist. Dresden rüstet sich denn auch freudig, um die auswärtigen Gäste würdig zu empfangen, von denen Frankreich und England am zahlreichsten vertreten sein werden. Das Ehrenpräsidium haben die Herren Staatsminister Graf von Hohenhausen-Berg und Dr. Beck, sowie der Minister des kgl. Hauses, Staatsminister von Meiß-Reichenbach und Oberbürgermeister Scheimer Finanzrat Beutler übernommen. Außerdem hat sich ein Ehrenausschuß gebildet, dem zahlreiche bekannte und hervorragende Persönlichkeiten Dresdens angehören. Der Kongress wird durch zwei Gottesdienste, einen evangelischen und einen katholischen, eingeleitet, bei denen sowohl für die Predigt als auch für die Chor- und Sologesänge das Esperanto zur Anwendung kommt. Montag, 17. August, findet die feierliche Eröffnung des gesamten Kongresses statt, bei der die amtlichen Vertreter der verschiedenen Nationen sprechen werden.

Eine der interessantesten Veranstaltungen wird die Aufführung von Goethes „Iphigenie auf Tauris“ in Esperanto sein. Auf Befehl des Königs von Sachsen wird die Hofoper für diese Aufführung reserviert. Die Besetzung des Stückes ist folgende: Iphigenie: Fräulein Reicher vom Deutschen Theater in New York, Thoas: Herr Reicher vom Berliner Lessingtheater, Trest: Herr Decarli vom Leipziger Stadttheater, Polydes: Herr Stard vom Wiener Hoftheater, Arcas: Herr Fuchs vom Berliner Lessingtheater.

Um die Wirkung des Ganzen zu erhöhen, werden die einzelnen Akte durch Musikstücke aus der bekannten Gluckischen Oper verbunden, deren musikalische Leitung der Generalmusik-Direktor der Dresdner Oper Czjellenz von Schuch persönlich übernommen hat. Die Regierung hat für die wissenschaftlichen Sitzungen die Hörsäle der kgl. technischen Hochschule zur Verfügung gestellt. Nicht weniger als 34 Sondersitzungen von wissenschaftlichen Gesellschaften sind angesagt, so die Sitzung der internationalen Gesellschaft der Ärzte, der Journalisten, der Theologen, der Juristen, der Polizeibeamten usw. und vor allem die große internationale Gesellschaft der Wissenschaften, die Esperanto als Verständigungsmittel offiziell angenommen hat.

Die Stadt Dresden hat dafür gesorgt, daß die Fremden, die vielfach ja nicht deutsch sprechen, bequem sich in der Stadt zurecht finden, in dem sie 24 Polizisten in Esperanto unterrichten ließ, die durch einen grünen Stern auf der Uniform, das Zeichen der Esperantisten, kenntlich gemacht sind. Durch Vertreter 11 verschiedener Nationen werden Kogebues „Die Unglücklichen“ zur Aufführung gelangen. Aber auch gesanglich wird der Kongress das Beste bieten, in dem die königlich-sächsischen Kammerfänger Minnie Rast und Fräulein von Chabanne, sowie die Kammerfänger Rains und Büffel bis jetzt ihre Mitwirkung zugesagt haben, zu denen man hofft, noch eine Reihe weiterer hervorragender Mitglieder der Dresdner Oper zu gewinnen.

Nach dem Kongress will ein großer Teil der Besucher auf dem „Weißen Hirsch“ noch ca. 4 bis 5 Wochen bleiben, um nur Esperanto reden zu können mit ausländischen Freunden und Gesinnungsgenossen; vor allem viele französische und englische Universitätsprofessoren werden ihre Ferien dort verbringen.

Das Programm des Kongresses, das außerordentlich vielversprechend ist, kann durch die Geschäftsstelle des Kongresses Dr. Schramm, Dresden-Ständehaus bezogen werden.

Mohnblüte.

Von C. Schenkling.

Das ist ein Blüten- und Glasterndraußen auf den Feldern. Obgleich die Kinder des Frühlings dahin sind, ist doch kein Nachlassen im Blühen wahrnehmbar; noch reibt sich Blüte an Blüte, noch quillt Knospe neben Knospe hervor. So vor allem beim Mohn. Hier und da bräunen sich schon einige

Fruchtkapseln, aber noch immer treibt die Pflanze neue Knospen, die über lang oder kurz Aderrain und Getreidefeld von neuem schmücken werden. Es ist in der Tat ein prächtiger Anblick, so ein Aehrenfeld mit seinen bunten Blumen: schmelz, „Gelb und rot, und weiß und blau, daß ich meine Lust dran schau“ heißt's in einem Kinderliedchen. Freilich, der Landmann sieht diese Kinder der Sonne und des Sommers ungern; ihm sind sie einfach „Unkraut“, das der Böse gefät hat.

In dem Maße aber, als der Sinn für die Schönheit der Natur und ihrer Gaben gewachsen ist, hat sich auch das Interesse für die Feldblumen herausgebildet. Wie Kornblumen, Rittersporn, Wucherblume usw., verwendet man auch den Feldmohn zu gärtnerischen Zwecken. In den Großstädten ist er ein beliebter — weil schöner und billiger — Handelsartikel, wenn auch die Pracht der Blüte überaus schnell vergeht: schon nachmittags ist vergangen, was morgens im feurigsten Rot sich auftrat. Mit dieser Tatsache rechnen aber die fliegenden Blumenhändler und verkaufen den Mohn bereits knospend. Für wenige Pfennige erstet man einen Strauß und daheim im Blumenglase öffnen sich die beiden wie Etschalen aussehenden Kelchblätter. Dann erscheint die Blume, anfangs anzusehen wie ein prächtvoll rotes Kleid, das ganz „zerknüsch“ aus einer Schachtel genommen wird. Aber die Blätter glätten sich schnell und keines Menschen Hand braucht dabei zu helfen. Bei den großen Mengen der alljährlich feilgehaltenen Mohnblüten müßte man annehmen, daß der Bestand an Mohn sich verringere — er vermehrt sich lediglich durch den Samen — aber davon ist nicht das geringste zu verspüren. Von diesen wilden Blumen bringt die Natur in jedem Sommer eine solche Fülle hervor, daß alles, was davon durch begehrliche Menschenhände hinweggenommen wird, gar nicht ins Gewicht fällt — Unkraut vergeht nicht.

Die Namen „Feuerblume“ und Klatschmohn für unseren Feldmohn beziehen sich bekanntlich auf die Feuerfarbe der Blumenblätter und den Knalleffekt, den ein zusammengefaltetes Blumenblatt zwischen den gegeneinander geschlagenen Handflächen erzeugt. Das war der Auhend bereits vor Jahrhunderten bekannt. Der alte Fuchs schreibt nämlich vor mehr als hundert Jahren: „Die Kinder haben ihre Kurzweil mit diesen Blumen, dann sie mit den blettern schnallen in der handt oder stirn machen, daher würdt dis Kraut Klapperroos oder Hirnschnall genent.“ Eine andere Erklärung lautet: „Der Name Klatschmohn soll gleichbedeutend mit Klapperrose sein, weil die Samenköpfe in den reifen Köpfen klappern.“ Dann heißt es weiter: „In früherer Zeit hieß der Mohn Mahn, im 11. Jahrhundert Magen, eine Bezeichnung, die mit dem lateinischen magnus aus einer Wurzel entsprossen sein dürfte; es dürfte daher unser Mohn eine große und hohe Pflanze bezeichnen.“

Ökonomisch wird der Mohn auf Feldern und in Gärten wegen seiner ölreichen Samen angebaut, die das in der Delmalerei und früher allgemein auch als Speisöl bekannte fette Mohnöl liefern, das jedoch im frischen Zustande betäubt, wie die beim Delschlagen zurückbleibenden nach Opium riechenden Dellsuchen gleichfalls narkotisch wirken. Die Samen werden als Vogelfutter benutzt, in der Moldau und Walachei zur Bereitung verschiedener Gerichte gebraucht und in verschiedenen Gegenden Deutschlands in der Bäckerei verwendet. In Mengen genossen wirken auch die Samen nachteilig. Wer aber in der Christnacht Mohnvielen ißt, hat Glück. In der Niederlausitz heißt es: „So viel Vielden, so viel Gölchen“ (Gänschen), und im Rösenischen gibt es kaum einen Bauernhof, in dem am Weihnachtstage nicht Schweine- oder Gänsebraten mit Mohnklößen aufgetragen würde.

Geht man in der zwölften Stunde der Christnacht mit einem Mörser voll Mohn auf einen Kreuzweg und stößt dreimal mit der Keule zu, so vernimmt man in dumpfer Stimme die Ereignisse des nächsten Jahres. Um gute Jagdresultate zu haben, muß man, wie ein Rezept aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts besagt, folgendermaßen verfahren: „Die erste Schlange, die man sieget im jar, so du den Kopff tanst davon bekomen, nim ein Mon Korn undt stede es in der

jungen mannt und setze ihn in die erde, daß ein Mon Kopf daraus werde. Hernach nim von den gewachsenen mon zu jeder Kuhle (Kugel) ein Mon Körnchen geuß es ein undt schieß damit, du wirst woll treffen.“ An Tagen, die von den Hexen zum Ziehen benutzt werden, streue man Mohn um die Gebäude, sie können dann nicht früher hinein, als bis sie alle Mohnkörnchen aufgelesen haben.

Nach der Volksmeinung erwacht der im Mohnfeld eingeschlafene nie wieder. Galt der Mohn den Alten auch als Symbol der Erde und ihrer Fruchtbarkeit, so war ihnen doch der Mohnkopf das Bild des Todes, dem Bruder des Schlafes, und dem man, wie seinem Sohn Morpheus, die Mohnkapsel als Attribut gab. Die einschläfernde Wirkung der Mohnsamen war schon dem alten Arzt Hippokrates bekannt, und unser Umland warnt, unter dem Mohn dem Schläfe nachzuhangen, wenn er sagt:

„Zur Warnung hört ich jagen,
Daß, der im Mohne schlief,
Sinnunter ward getragen
Im Schläfe, schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur:
Die Nahn und die Lieben
Hält er für Schemen nur.“

Amerikareisen einst und jetzt.

Noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts mußte ein Auswanderer, der von Bremen oder Hamburg nach Newyork wollte, darauf gefaßt sein, bis zu 90 und mehr Tagen auf dem Meere zubringen zu müssen. Auch ein Schnellsegler in den dreißiger Jahren brauchte immer noch 35 bis 40 Tage zur Ueberfahrt. Man begreift daher den Jubel, der einst in Newyork herrschte, als im April 1838 die ersten Dampfer, der „Circus“ und der „Glean Western“, dort ankamen, von denen der eine 17, der andere nur 14 Tage zur Ueberfahrt von Bristol nach England aus gebraucht hatte. Nur vierzehn Tage! Und heute sieht man es als selbstverständlich an, daß man in 6 bis 7 Tagen von Bremen nach Newyork fahren kann, und hält eine Reduzierung der Fahrzeit auf 5 Tage in absehbarer Zeit für etwas ganz Selbstverständliches.

Es ist interessant, ein Verzeichnis der täglich durchlaufenen Distanzen eines Dampfers aus der Frühzeit des Dampferbetriebs der Distanzliste eines modernen „Oceandampfers“ gegenüberzuhalten. Der Dampfer „New York“ des Norddeutschen Lloyd z. B. fuhr im Jahre 1862 am 26. Oktober mittags von Bremen ab und langte am 13. November abends 7½ Uhr in Newyork an. Die Etmale d. h. die an den einzelnen Tagen zurückgelegten Entfernungen betragen 197, 155, 59 (Ankunft in Southampton) 317, 229, 215, 172, 206, 240, 213, 222, 250, 244, 243, 178, 273 und 80 Seemeilen.

Was für Zahlen hat demgegenüber 40 Jahre später der „Kronprinz Wilhelm“ derselben Gesellschaft z. B. auf seiner Amerikafahrt aufzuweisen! An einem Nachmittag von Bremerhaven abgegangen, erreichte er nach einer Fahrt von 6 Tagen und 8¼ Stunden Sandy Hook bei Newyork, indem er folgende Distanzen zurücklegte: 470 849, 574, 594, 581, 573 und 396 Sm. Nur die beiden höchsten Tagesleistungen der „New York“ zusammen genommen kommen also einer der besten Tagesleistungen des „Kronprinz Wilhelm“ gleich und die ganze Fahrt ist von dem modernen Dampfer beinahe auf den dritten Teil der Fahrt reduziert.

Dies und das.

Der Chor der Millionärstöchter. In Chicago hat sich ein Chor gebildet, der nur aus . . . Millionärstöchtern besteht. Die Erbinnen reicher Väter, die sich in diesem Chor zusammengefunden haben, stellen eine Mitgift von nicht weniger als 200 Millionen Mark dar. Die Gesellschaft von Chicago wird also, wenn in den nächsten Tagen die Dilettantenaufführung der „Piraten von Penzance“ (eines echt amerikanischen Sing- und Bühnstücks) über die Breiter geht, im letzten Akt nicht nur den Schmelz der silberhellen Chorstimmen, sondern auch den goldenen Klang der 200 Millionen im Ohr empfinden, die von den singenden Millionärstöchtern auf der Bühne erklingt werden.

Das Schloß der sieben Frauen. Wer nach dem Badeorte Biarritz kommt, verfehlt nicht, sich das sogenannte: „Sieben Weiber-Schloß“ anzusehen. Man hat nun entdeckt, daß dieses Gebäude eine sehr merkwürdige Geschichte hat. Der Besitzer des Schlosses, so erzählt ein Mitarbeiter der Nazione, ist ein Graf, ein sehr reicher und exzentrischer Mann. Siebenmal hat er sich verheiratet und siebenmal starben ihm die Frauen. Damit nun keine der sieben Frauen vergessen würde, ließ der Graf ein prächtiges Gebäude aufführen mit der Bestimmung, daß es als ein den sieben Verbliebenen geweihtes Monument zu gelten habe. Das Schloß, das die Gestalt eines runden Leuchtturms hat, liegt mitten in einem großen Park. Sieben wunderbare Türme bilden seine Rinne; jeder Turm trägt den Namen einer der sieben Frauen. Der Graf lebt aber immer noch in der Besorgnis, daß er die sieben, die ihm das Leben verführt hatten, vergessen könnte. Er ließ darum sieben Wachsfiguren machen, die mit prächtigen, in Paris bestellten Kleidern geschmückt sind, und jeden Abend werden diese sieben Figuren feierlich in den Speisesaal des Schlosses geleitet und, an den Tisch gesetzt, an dem der gräfliche Sonderling schweigend seine Mahlzeiten einnimmt.

Der Sprachschatz des Kindes. Statistiker wagen sich an die gewagtesten Dinge. So hat ein Mitarbeiter des Organs des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins herausgefunden, über wieviel Worte ein dreijähriges Kind verfügt. Sein eigener Filius, an dem er diese interessante Beobachtung aufstellte, war 3 Jahre und 2 Monate alt. Er war durchwegs nicht etwa besonders gedreht worden, damit er möglichst viele Wörter sprechen lerne, im Gegenteil; es wurde ihm z. B. keine Anregung dazu gegeben, Wörter anzuwenden, die für ihn noch unverdaulich waren. Darum darf wohl von allen 3 bis 3½-jährigen gesunden Kindern gebildeter Eltern angenommen werden, daß sie einen ebenso großen oder noch größeren Wortschatz besitzen, als der hier erwähnte Junge. Das Ergebnis der Zahlung war, daß dieser im ganzen über 620 Wörter verfügte. Davon waren 130 Zeitwörter und 39 zusammengesetzte Hauptwörter. Die letzteren waren unter anderem, Apfelbaum, Birnbaum, Bleistift, Briefträger, Bügeleisen, Butterbrod, Eisenbahn, Erdbeere, Fingerhut, Geldtäschchen, Großmutter, Großvater, Handschuh, Hosenträger, Kaffeebohne, Kaffeetasse, Kohlenbecken, Kopfschmerz, Kornblume, Ramenstang, Ruchbaum, Postwagen, Purzelbaum, Schaukelpferd, Schnurrbart, Schreibtisch, Schreibstift, Schublade, Schwarzbrod, Spielsachen, Stachelbeere, Stodfisch, Tintenfaß, Tischuch, Wärmemesser, Wetterglas, Zuckerwasser, Zündholz.

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 163.

Wortspielrätsel:

Reber—Eber—Rebe.

Richtige Lösungen schickten ein: Adolf Holstein-Wiesbaden — Peter Viel-Wiesbaden — Louis Moos-Wiesbaden — Fritz Schiller-Wiesbaden — R. Alter-Wiesbaden — A. Kimmel-Diebrich — Ed. Schneider-Diebrich — Frz. Uska-Sonnenberg — Ph. Wintermeyer-Sonnenberg — A. Behnert-Schierstein.

Telegraphenrätsel.

- europäische Hauptstadt
- scharfes Gewürz
- weiblicher Vorname.
- Verwandter
- Tiere aus heißer Zone
- Halmgewächs
- bekanntes Reich in Europa, Asien und Afrika
- Metall
- Nahrungsmittel
- Himmelskörper.

Die Striche und Punkte entsprechen den einzelnen Buchstaben der zu suchenden Wörter. Die auf die Punkte treffenden Buchstaben ergeben im Zusammenhang gelesen einen Sinnspruch.

Gleichklang.

Von deiner Schönheit Reiz verführt,
Nacht' ich ihn dir; doch leider!
Du bleibst kalt und ungerührt,
Denn ich bin nur ein Schneider.
Beideiden arbeit' ich darin,
Ja, hält' ich einen Laden
Und ständ' er vor dem, was ich bin
Du nimmst mich auf in Gnaden.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Leybold in Wiesbaden.